


Nr. 197 Bydgoszcz, 30. August Bromberg 1939

# Herz, schweig still . . .

Roman von **Rudolf Haas.**

Urheberschutz für (Copyright by)
Knorr & Hirth, Komm.-Ges., in München.

(6. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Heute habe ich versucht, den strahlenden Glanz ihrer Augen auf die Leinwand zu bannen. Als sie die Arbeit beschaute, haschte sie plötzlich nach meiner Hand und drückte ihre Lippen darauf. Wie unter heißem Eisen zuckte ich zurück. Mit hängenden Armen stand sie vor mir, blutrot, in Scham und Demut. Sie wandte sich und huschte aus der Werkstatt. In ihrem Blick hatte nicht die Jungmädelschwärmerei für den Künstler und Lehrer geleuchtet, sondern die scheue Zärtlichkeit des zur Liebe erwachenden Weibes. Ich stand in Glut und Traum.

Noch einmal kommt mit lichten Rosenwangen
In bunter Maienzier
Die liebe Jugend lächelnd hergegangen.
Du blondes Kind in deinem frischen Prangen,
Was soll das mir?

Ich steh', ein Baum mit müd gesenkten Zweigen,
In Herbst und Ruh, mein Kind.
Die Blätter fallen, trübe Nebel steigen,
Die tanzen langsam grau in grau den Reigen,
Kalt weht der Wind.

Kalt weht der Wind. Doch tief im Herzen drinnen
Die Sehnsucht glüht und loht:
Noch einmal heiß und jung von vorn beginnen,
Noch einmal stürmen zu den Götterzinnen
Im Morgenrot.

Noch einmal einen Himmel sich erfliegen,
Jung! Jung und sonnenhoch!
Vom Schicksal sich ein letztes Glück ersiegen,
Dem heißen Leben in den Armen liegen,
Nur einmal noch!

Bevor der Winterstürme eisiges Wehen
Den alten Baum entlaubt,
Nur einmal noch in goldnem Feuer stehen
Und dann in Glut und Leidenschaft vergehen,
Des Schwärmers Flammenkrone auf dem Haupt!

Das Bild nähert sich der Vollendung, soweit ich von einer solchen reden darf, denn die Wirklichkeit erreiche ich nie. Als ich heute, womit ich lange gezaudert hatte, endlich darangehen mußte, die süße Schönheit zu schildern, die sich wie Schneehügel aus dem tiefen Ausschnitt des Kleides hebt, und der warme Fleischton zu leuchten begann, dünkte mich, was mir beim Malen noch nie widerfahren, es streichle mein Pinsel ein atmendes lebendes Gebilde. Und die Leidenschaft rüttelte mich zusammen, daß mir trüb vor den Augen wurde. Ich mußte mich auf die Staffelei stützen und mochte wohl sehr blaß gewesen sein, denn sie sprang auf, eilte zu mir: „Meister, was ist Ihnen?" In ihrer Stimme, in ihren Augen war Sorge — und Liebe. — „Kind, Kind!" stammelte ich, und die Glut der ungestillten Sehnsucht brach aus mir hervor. „Ich weiß es ja selbst nicht. — Ich verbrenne und darf mich nicht kühlen — ich dürste und darf nicht trinken. Ich bin wohl krank . . ." — Da legte sie ihre bloßen Arme um meinen Nacken und bot mir mit einem glücklichen Lächeln den roten Mund: „Da, du lieber Mensch! Trink dich gesund . . ." — —

Die Mina-Muhme schlägt das Heft zu: „Hier ist das Tagebuch zu Ende. Was nun folgt, ist unverbürgte Sage und rasch erzählt. Als sich die Franzosen Villach näherten, ist mein Urgroßvater nicht geflohen, sondern auf dem Marhof geblieben. Und da mag dem französischen Obersten unser hoch und frei über der Stadt gelegenes Wohnhaus mit den Türmen in die Augen gestochen haben, denn er ist mit kleinem Gefolge heraufgeritten, um sich hier einzuquartieren. Er soll der Sohn eines Stallknechts gewesen sein, ein zügelloser Wüstling und Frauenschänder. Nach dem Abendessen ist ihm der Wein zu Kopf gestiegen, und da hat er verlangt, daß die junge Hausfrau das Lager mit ihm teile. Mit Gewalt hat er sie an sich gerissen, und unsern Urgroßvater, der ihr hat beistehen wollen, haben die Soldaten niedergeschlagen und ihn ohnmächtig und geknebelt in den Hof geworfen. Nun war aber sein Vater kurz vorher gestorben, sein einziger Bruder im Krieg gefallen und unser Geschlechtsname auf den Urgroßvater allein gestellt. Die Hausfrau hat geschrien und hat sich mit Händen und Füßen gegen den Trunkenen gewehrt, aber was hätte sie mit ihren schwachen Kräften ausrichten können? Da ist auf einmal die Luise, die sich bisher versteckt gehalten hatte, ins Zimmer gestürzt, es war vielleicht dasselbe, wo wir jetzt sitzen. — — „Oberst!" hat sie auf Französisch gerufen. „Haben Sie Mitleid! Schonen Sie die werdende Mutter!" —

Mit gefalteten Händen ist die Luise vor dem französischen Offizier gekniet. Im weißen Hauskleid, mit aufgelöstem Blondhaar, muß sie wie ein Engel Gottes ausgesehen haben. Der Oberst hat sich nicht ernüchtert, aber als er sie so vor sich knien sieht und ihre Augen schauen ihn flehend an, lacht er: „Parbleu! Das ist ein anderer Leckerbissen! Wohlan, charmantes Kind! Niemandem im Haus wird ein Haar gekrümmt, so Ihr das Lösegeld zahlt!" — Da werden wohl die strahlenden Augen wie tot geworden sein und die roten Lippen weiß wie kalter Marmelstein. Und die Stimme, silberhelle Quelle, die in die Felseneinsamkeit ihr tanzendes Leben trägt, hat keinen Klang gehabt, als sie hart und traurig erwidert: „Geben Sie mir das schriftlich, stellen Sie dem Marhof einen Schutzbrief aus." — „Ein niedriger Preis", schmunzelt der Unhold, fordert Feder und Papier, schreibt, siegelt mit seinem Wappenring und befiehlt, den Schutzbrief ans Haustor zu

nageln und eine Laterne danebenzuhängen, damit die vorbeiziehenden Soldaten ihn auch bei Nacht lesen können. So gnädig stimmte ihn die Holdseligkeit des Opfers. Dann will er sie in sein Zimmer führen. — „Oberst!" bittet sie. „Nicht im Vaterhaus! Ehren Sie diese Gefühle . . ." — — Er hat sie mit sich genommen. Der Schutzbrief hat seine Schuldigkeit getan und ist nachher noch jahrelang am Haustor gehangen, bis ihn Wind und Regen zerstört haben. Die vier rostigen Nägel stecken noch heute darin."

Die Mina-Muhme schweigt. Ganz still ist es in der Stube. Mit weitgeöffneten Augen blickt die Frieda auf das Ahnenbild. „Und was ist mit der armen Luise weiter geschehen?" fragt sie zaghaft.

„Kind", antwortet die Alte, „das weiß kein Mensch. Es gibt Flüsse und Seen im Lande, mit reinem Wasser, das alles Garstige abwäscht — es gibt Klöster, wo sich eine todwunde Seele bergen kann . . ."

„Und der Maler?" fragt Herbert Tillian nach einer Pause.

„Auch von ihm ist nichts weiter bekannt", versetzt die Tante. „Er wird damals wohl nicht mehr im Marhof gewesen sein. Aber nicht lang darauf soll ein älterer Freiwilligenhauptmann, bereits im Steirischen drüben, bei Judenburg, auf einen französischen Obersten geschossen haben und an Ort und Stelle niedergemacht worden sein. Der Oberst ist unverletzt geblieben. — Das ist alles, und es ist eine traurige Geschichte. Aber, meine lieben Kinder, hätte es keine Luise Wiederschwing gegeben, so wäre unser Name erloschen, wir säßen nicht hier beisammen, und der Marhof wäre in fremden Händen. Gesegnet sei ihr Andenken."

Wieder ist Schweigen. Dann spricht Ludwig Wiederschwing: „Eins ist noch zu sagen: Mein Urahn, der Bruder unserer Luise, ist aus seiner Ohnmacht erst nach einer Stunde erwacht. Aber auch dann haben sie ihn im Zimmer einsperren müssen, weil er sogleich hat in die Stadt hinabrennen und die Schwester zurückholen wollen. Er wär' ja doch nur in den Tod gegangen, und geholfen hätt' er der Luise nicht mehr. Aber vergessen hat er sie nicht. Als ihm nach fünf Monaten seine Frau einen Sohn schenkte und ein Jahr darauf noch einen, hat er sich als Freiwilliger gemeldet. Bei Austerlitz ist er mit dabeigewesen, und bei Aspern soll es ihm endlich geglückt sein, mit dem Obersten abzurechnen und unsere Luise und den Freund ihres Vaters, den Maler, zu rächen. Wenigstens ist in den Kolben seines Vorderladers, er hängt unten in der Kanzlei, eine große Kerbe mit einem Kreuz eingeschnitten und darunter steht die Jahrzahl 1809. — Das mußte noch gesagt werden, und nun wollen wir die alten Geschichten ruhen lassen."

Wenn sie auch gewollt hätten, wäre es ihnen nicht möglich gewesen, weiter Geschichten zu erzählen, denn jetzt brachen mit fröhlichem Getöse ein paar von der Stammtischrunde in den Marhof ein.

„Ja, Lude!" ruft der Wundarzt Dr. Kruft. „Wo steckst du denn? Am Donnerstag warst du nicht beim Kegelscheiben, und gestern haben wir dich auch vermißt!"

„Soooo?" sagt die Tante gedehnt und spitz. „Und zu Hause war er auch nicht. Wo also bist du gewesen, Lude?"

„Mina-Muhme!" lacht der Marhofer. „Das sind auch Familiengeschichten, aber solche, von denen man nicht spricht. Vielleicht war ich in der Kirche beim Abendsegen!"

„Ja, du und in der Kirche!" stichelt die Tante.

„Ich war sogar in fünf Kirchen!" trumpft er auf. „Nehmt Platz, liebe Freunde, ich freue mich sehr, daß ihr mich vermißt habt!"

„Es war dein Baß, der uns abgegangen ist", erwidert Oberlehrer Kindelmann, die weißen Locken schüttelnd. „Und der linde Sommertag hat uns verlockt, durch die Wälder streifend, in deiner Häuslichkeit zu landen."

„Und ich", fügt der wohlgerundete Lodenwalker Rosenzopf schnaufend hinzu, „habe auf diesem unnötigen Umweg ein paar Pfund Speck verloren, die du mir ersetzen mußt, Lude!"

„Das kann sofort geschehen!" antwortet Ludwig Wiederschwing. „Greift zu!"

Nach dem Nachtmahl begleitet er die Freunde, er geht aber nicht mit in die Stadt, sondern wendet sich der Straße nach Warmbad zu. „Ihr müßt mich entschuldigen, ich hab' noch eine Verabredung."

„Aha! Na ja! Jetzt kommt's auf!" nicken die drei verständnisinnig, worauf er sie zum Mitkommen einlädt. Aber auf dem Gartenvorplatz eines Kurhotels stillzusitzen und den Weisen der Musik zu lauschen, ist nicht nach ihrem Geschmack. Sie ziehen die gewölbten Stuben vor, die verräucherten Kneipen, wo es laut und ungezwungen hergeht, wo sie sich hemdärmelig bewegen, auf den Tisch schlagen und ihre eigenen Lieder singen können.

Also schreitet Ludwig Wiederschwing allein die schöne, breite Straße entlang, die diesmal nicht mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Es ist bereits dunkel, die schwarze Mauer der Karawanken hebt sich scharf vom helleren Himmel ab, an den Hängen schimmert da und dort das Licht eines Gehöftes, über dem Haupt des Mittagskogels funkelt ein goldener Stern. Eilig schleppt ein Eisenbahnzug das wandernde Feuerband seiner erleuchteten Fenster durch die Finsternis. Die Scheinwerfer eines Kraftwagens überschwemmen die Straße mit einem grellen Lichtstrom, in den Randhecken taucht ein zärtlich ineinanderverschlungenes Pärchen auf und verschwindet wieder, ein Geblendeter flucht der enteilenden Benzinkutsche nach.

Ein Wachmann hat das zärtliche Pärchen gestellt und fordert zwei Schilling zum Schutz der öffentlichen Sittlichkeit. Der männliche Teil verlegt sich auf tugendliche Beteuerungen, der weibliche nimmt die Sache mehr von der heiteren Seite. Hell klingt das Mädchenlachen durch die Finsternis, es ist fast, als tanze das Kind auf dem Kiesweg hinter der Hecke.

Nun läßt auch der Marhofer im Vorübergehen seinen Baß erschallen: „Zwei Fischlein im Wasser, zwei Täublein im Gras und zwei Leut', die sich gern hab'n, wie lustig ist das!"

Doch die Obrigkeit findet es keineswegs lustig, sondern bezeigt nicht übel Lust, auch gegen den Sänger wegen Verspottung oder Beleidigung oder Einmengung in eine Amtshandlung einzuschreiten. Und der eiserne Lude denkt: „Fünfundfünfzig Jahre, darunter vier Kriegsjahre, hab' ich auf dem Buckel, einen Bauchschuß im Leib und ein paar Kriegsauszeichnungen daheim. Auch sonst hab' ich mancherlei vor mich gebracht, geschafft, erlebt und erlitten, und muß mich jetzt von einem unbeschriebenen Blatt, von einem Jüngling, dessen Vater ich sein könnte, aufschreiben und belehren lassen, wie ich mich zu benehmen habe. Nie bin ich mir meines Nichts durchbohrender bewußt geworden. Doch da er laut nur dem durchbohrenden Gefühl Ausdruck gibt, löst sich die Amtshandlung schließlich in Wohlgefallen auf.

Musikklänge tönen von irgendwo durch die abendliche Stille: „Kannst du pfeifen, Johanna?" — Geduldig leidet es das schöne Land, die stolzen Berge schweigen, und ein Gott verhüllt sein Haupt. So empfindet es der einsame Wanderer Ludwig Wiederschwing, Bauer, Weltweiser und Bruder Liederlich zugleich. Er ist gewiß kein zimperlicher Spielverderber und hat sich schon manch ein tolles Stücklein geleistet, aber alles am rechten Ort und zur rechten Zeit. Was in der Großstadt oder in einer geschlossenen Tanzdiele selbstverständlich dazugehört, das paßt in diese von starker Höhenluft durchwehte schlichte Landschaft wie Austern zur Bauernkost oder wie der Frack zur hirschledernen Hose. Jedenfalls hat das Halsen und Busseln vorhin in seiner heiteren Natürlichkeit besser dazu gestimmt, und eine Wache zum Schutz des guten Geschmacks wäre jetzt eher am Platz. Doch was erträgt man nicht alles um der sogenannten Liebe willen!

„Mein Papagei frißt keine harten Eier . . ." Das Kraftwort schallt, hart klingen die Schritte auf der Straßendecke. Frau Irma Balassa aus Fünfkirchen wartet.

(Fortsetzung folgt.)

# Lievekensmarkt.

Erzählung von Hilde Heisinger.

Wenn die Rosmarienheide blüht, ist in Aarlen Lievekensmarkt. Dann schreiben Wochen vorher alle heiratslustigen Mädchen einen Brief an Gastwirt Buyßelman. Einen langen Brief, in dem genau aufgezeichnet ist, was die hohe Brauttruhe an Schätzen birgt: ein Dutzend rosa Nachtjacken aus festem Köper, ungebleichte Baumwollstrümpfe, und viele Meter selbstgeklöppelte Brabanter Spitze. Im Sparstrumpf stecken verborgen blanke Reichstaler. Von den fetten Erbaussichten ganz zu schweigen.

Gastwirt Buyßelman liest alles mit hochgezogenen Brauen und sortiert. Denn auch die jungen Burschen haben Briefe geschrieben, mit allem darin, was sie besitzen und sich wünschen. Und alle Ehen, die der liebe Gott in himmlischer Voraussicht nicht geschlossen, fügt Gastwirt Buyßelman mit pfiffiger Berechnung doch zusammen.

Morgen ist wieder Lievekensmarkt!

Aleida Potter hat ihre glatten, schwarzen Haare in dreißig kleine Zöpfe geflochten und mit Zuckerwasser angefeuchtet. Das gibt einen Krauskopf, der sich sehen lassen kann, und abends wird sie einen Schatz am Arm haben. Sie geht mit tänzelndem Gang zur Pumpe auf dem Marktplatz und läßt den Schwengel auf und nieder fliegen. Morgen ist Lievekensmarkt! Sie sieht sich herausfordernd um. Aber niemand ist da, der spöttisch lächelt.

Mit festem Griff nimmt sie die vollen Töten und geht summend nach Haus. Als sie an der Gracht vorüberkommt, sieht sie Anneken van der Heyden hinterm Fenster. Nur den gebeugten Kopf kann sie sehen, denn Anneke sitzt übers Klöppelkissen geneigt und nutzt die letzte Tageshelle aus. Aleida stellt die Töten vorsichtig hin und klopft ans Fenster.

„Laß seh'n, wie weit du bist", sagt sie und besieht staunend die verschlungenen Lämmchen, Trauben und Kreuze, die Anneke für die Altardecke der Beguinen klöppelt.

„Morgen ist Lievekensmarkt, Anneke, komm doch mit..."

Aber Anneke wehrt erschrocken ab und die Röte steigt ihr bis zur Nasenwurzel, wo die Sommersprossen wie goldene Punkte sitzen. Lievekensmarkt? Erbarme dich! Das ist nichts für Anneke van der Heyden, deren Mutter den ganzen Tag betet, daß ihr Kind ein Nönnchen wird. Nein, nein. Sie schüttelt noch lange hinterher den Kopf, als Aleida längst mit ihren Wassertöten jenseits der Brücke ist. Aber mit einemmal wollen die flinken Finger nicht mehr so recht. Netzschlag — Leinenschlag, immer hin und her. Lievekensmarkt? Sie muß doch einmal nachsehen, was alles in ihrer Truhe steckt. An der schlummernden Mutter huscht sie vorüber ins Schlafkabinettchen und holt aus dem Kleiderspind das grüne Kleid mit den bunten Perlen. Sie schiebt die Passionsblumen zur Seite, die den Spiegel zwischen den beiden Fenstern überwuchern, und sieht verlegen hinein. Wie blaß sie ist. Das macht die Stubenluft tagaus tagein. Wie überanstrengt sind ihre Augen! Sieben Meter Spitze für die Altardecke sind schuld daran. Und ihr Haar, das so kupfern ist wie die Mörser und Kessel auf dem Gesims, ist in ein schwarzes, gehäkeltes Netz eingezwängt.

Lievekensmarkt — sie sitzt auf dem Bettrand und träumt. Nein, nein, das ist nichts für Anneke van der Heyden! Aber als die Mutter fragend aus der Stube ruft, geht sie mit rotem Kopf hinüber und sagt, daß sie morgen neues Garn von den Nönnchen in Aarlen holen wird, für die Spitze . . .

Am anderen Morgen ist Anneke schon in aller Frühe auf den Beinen. Sie versorgt das Haus und kocht eine große Kanne Kaffee für die Mutter. Sie hat ihr grünes Kleid angezogen und rote Flecke im Gesicht vor Erregung. Jeder wird es ihr ansehen, daß sie nicht zu den Nönnchen will, denkt sie verschämt, als sie mit gesenktem Kopf über die Straße zum Bahnhof rennt.

Es ist gar nicht weit bis dorthin. Aber Anneke hat nicht an die Ziehbrücke gedacht, die kurz vor dem Bahnhof über die Gracht führt. Als sie atemlos ankommt, sind die beiden Brückenhälften hochgewunden. Ein breiter Lastkahn wird vorsichtig und langsam durch die enge Wasserstraße gestakt. Vorn am Bug steht ein grauer Spitz und bellt frech in den frühen Morgen hinein. Der Kahn hat nur wenig Stückgut geladen und ragt hoch aus dem Wasser. Für Anneke ist es nur ein kleiner Sprung hinab aufs Boot. Hilfesuchend sieht sie sich um, ob nicht irgend jemand sie auf der anderen Uferseite die kleine Kaimauer hinaufziehen wird. Schon weitet sich die Gracht zum Kanal, und ehe Anneke sich versieht, liegen Ziehbrücke und Ufer weit, weit hinter ihr. Sie steht mit hängenden Armen. Bis der bellende Spitz sie aufschreckt und der junge Schiffer am Steuer sie mit vergnügtem Schmunzeln mustert.

„So, so, nach Aarlen? Eben dahin wollte ich auch —." Er kneift ein Auge zu, als er das sagt, und Anneke weiß vor Verlegenheit nicht, wohin sie sehen soll. Sie setzt sich auf die aufgeschossenen Taue und zieht ihr grünes Kleid bis über die Fußspitzen herab. Die kleinen Perlen am Halsbort glitzern in der Sonne. Aber heller noch funkelt ihr kupfernes Haar, das in dicken Flechten den ganzen Kopf bedeckt. Sie ist so hochrot vor Aufregung im Gesicht, daß man die Sommersprossen gar nicht erkennen kann.

Der Schiffer raucht aus seiner weißen Tonpfeife und sieht Anneke an. Die Ufer gleiten sachte vorüber. Im Wasser spiegeln sich Himmel und Weiden und die grasenden Kühe. Manchmal zeigt der Schiffer mit der Pfeife auf eine Windmühle oder ein Gehöft und sagt einen Namen. Nur als sie nach drei Stunden an einer kleinen Stadt vorüberkommen, sagt er nichts. Vielleicht, weil der Schiffsjunge gerade Kaffe in blauen Kümpchen heraufbringt, mit Kandiszucker darin, und ihn am Steuerrad ablöst. Mittags steigt Anneke in die kleine Kombüse hinunter und hantiert mit flinken Bewegungen, während der Schiffer auf der halben Treppe sitzt und mit der Pfeife weist, wo Kartoffeln und Salz zu finden sind.

Gegen Abend sind sie immer noch nicht in Aarlen. Aber der Schiffer weiß nun ganz genau, was alles in Annekes Brauttruhe ist, daß sie das Haus an der Gracht später erben wird. Und daß sie niemals ein Nönnchen wird. Sie hat ihm beim Erzählen die Socken gestopft während der langen Fahrt.

„Das Haus", meint der Schiffer, „brauchen wir ja gar nicht, Anneke, wir haben ja unser Boot . . ."

Als die ersten Sterne funkeln, wundert Anneke sich schließlich doch, daß sie immer noch nicht in Aarlen sind. Aber der Schiffer legt im Dunkeln den Arm um sie und sagt, daß er an Aarlen, an dem Lievekensmarkt, längst vorübergefahren sei, um die Provision für sie beide an Gastwirt Buyßelman zu sparen.

---

# Von einem, der heiraten wollte.

Eine Parabel von E. Ahlefelder.

Es wollte einer eine Frau nehmen, aber er wußte weder, welche er nehmen sollte, noch war er sich darüber im klaren, wie die Frau beschaffen sein müsse, damit er mit ihr gut fahre. Deshalb ging er zu einem weisen Manne und fragte ihn um seinen Rat.

„Ich habe es über, so allein in der Welt zu sein", sagte er, „ich will ein Weib nehmen und mir ein Haus bauen."

„Was für eine willst du nehmen?" fragte der Weise streng.

„Nun, eine Jungfrau", sagte der Mann geradeaus.

„Eine Jungfrau", lachte der Weise, „die ist wie eine halbreife Nuß. Du weißt nicht, wie der Kern sein wird."

„So will ich eine nehmen, die schon einen Mann gehabt hat."

Da hob der Weise drohend den Finger: „Hüte dich! Die Liebe der Witwen ist wie abgerahmte Milch."

Der Mann überlegte nicht lange. „Soll ich denn eine Kluge ehelichen, die gut reden kann?"

Aber auch dies behagte dem Weisen nicht, er sagte: „Gut schweigen ist besser."

Der Mann wurde unwillig: „Ich nehme eine, die sehr schön ist."

„Schwer ist zu hüten, was viele lieben und andere heiß begehren", sagte der Weise.

„Nun, dann suche ich mir eine Häßliche, wenn sie nur ein gutes Gemüt hat."

„Es ist bald übrig, was niemand mag."

„So soll es eine sein, die viel Geld hat und Grundbesitz."

„Dachte ich mir es doch", sagte der Weise, „um Geld geht es dir. Aber wisse, reiche Weiber sind herrisch, sie kargen mit der Liebe und halten den Beutel zu."

„Dann will ich eine Arme nehmen, die mich liebt."

„Armut ist langweilig, und bei leeren Schüsseln wird das Herz kalt."

Eine Weile wußte sich der Mann keinen Rat mehr, und auch der Weise schwieg beharrlich, wie es seine Art war.

„Frauen, die Kinder lieben, haben ein gutes Gemüt. Vielleicht nehme ich eine, die viele Kinder will."

Aber der Weise wiegte sein Haupt und warnte: „Kinder spannen den Vater in den Pflug und nehmen ihm die Feiertage fort."

„Also eine, die keine Kinder haben will."

„Was ist ein Baum ohne Frucht? Sein Schatten stört selbst im heißen Sommer."

Da stand der Mann auf und sagte: „Soll ich denn ins Unglück gehen mit offenen Augen? Ich will das Heiraten lassen und allein bleiben."

Der Weise rührte sich nicht. Er sprach gelassen: „Ein lediger Mann ist wie ein Haus ohne Dach und wie ein Tag ohne Licht. Tue, was dein Herz begehrt! Aber wisse, daß jedes Glück sein Unglück auf dem Buckel trägt."

---

## Das Schmeichelbuch.

Von Christian Bock.

Im Leben braucht man wohl manchmal etwas, an dem man sich aufrichten kann, Zuspruch und Trost und schulterklopfende Ermutigung, wenn einmal alles grau und traurig ist, so weit man sehen kann, wenn einem innen so richtig hundeelend zumute ist — neulich habe ich von einem Mann gehört, der eine wunderbare Idee hatte, eine Idee, sage ich euch . . . .

Manchmal, wenn man Ermunterung braucht, hilft ja eine Schallplatte, ein gutes Wort oder ein wenig zu trinken, wenn es etwas richtig Gutes ist, aber manchmal hilft das alles miteinander nicht.

Der Mann, von dem ich berichte, ging in einen Papierwarenladen und verlangte ein Notizbuch. Er wählte ein Wachstuchheft aus, biegsam und ganz rot wie Sonnenuntergänge.

In dieses Buch trägt er ab und zu etwas ein. Und dann also, wenn er Trost braucht, holt er sich das Buch und setzt sich damit in einen Sessel — und steht nachher getröstet auf.

In dem Buch stehen Schmeicheleien eingetragen, die ihm irgend jemand sagte oder die ihm zugetragen wurden. In dem Buch sieht es ungefähr so aus:

Tante Emilie an ihrem Geburtstag zu einigen Damen: „Er ist trotz allem im Grunde doch ein netter Kerl, das wollen wir ihm nun lassen!"

Ein unbekanntes Fräulein gestern in der Straßenbahn: „Was fällt Ihnen ein, mein Herr!" (Aber sie lachte dabei.)

*

P. M. an einem weinfröhlichen Abend unter Freunden; er legte mir den Arm um die Schulter: „Den hier", sagte er, „hättet ihr früher mal kennen sollen, da raufte er sich mit Kirchtürmen, so ein Kerl war das."

*

Sind das nicht Schmeicheleien, an denen man sich ordentlich die Hände wärmen kann? Ich habe vor, mir auch so ein rotes Wachstuchheft zu kaufen, und manchmal sitze ich schon da und denke Jahre zurück, ob mir einmal Schmeichelhaftes gesagt wurde, das ich gleich eintragen könnte, es stünde doch dann schon ein wenig drin in dem Schmeichelbuch.

Für Damen möchte der Entdecker des Schmeichelbuches noch eine besondere Anleitung geben. Der Umschlag darf, im Rot der Sonnenuntergänge eingedruckt, ein sanftes Blumenmuster haben, das gleich die heitere Gefälligkeit, den Sinn, gefangen nimmt. Und alles Schmeichelhafte, das jemals jemand sagte, darf ohne Scheu hineingeschrieben werden, selbst wenn es um zwei Grade zu dichterisch geschworen war. (Wie gelb dein Haar ist! Wie Weizenfelder im August.)

Und so ein Schmeichelbuch hilft manchmal mehr als Spiegel, die schmeichelhaft bewundern — es gibt von innen her: beschwingten Schritt und festliche Bereitschaft den Tag, der heute ist, zu loben.

Legt euch ein Schmeichelbuch an!

 

## Bunte Chronik

**Die Teufels-Sonate.**

Einer der frühesten und berühmtesten Virtuosen der Violine war Giuseppe Tartini, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte, und von dessen Kompositionen sich ein Werk, die Sonate „Il Trillo del Diavolo", bis in unsere Zeit im Konzertsaal erhalten hat. Die Entstehung dieser „Teufels-Sonate" ist in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. In seinem soeben in der Deutschen Verlagsanstalt erschienenen Buch „Meister der Violine" erzählt Max Grünberg die Geschichte dieser Sonate nach den Angaben von Lalande, einem Schüler Tartinis. Diesem hat der Meister selbst berichtet, er habe in einer Nacht des Jahres 1713 geträumt, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben hatte. Der Herr der Hölle erfüllte dafür alle Wünsche seines neuen Anhängers im voraus und sträubte sich auch nicht, eine Probe seiner Kunst im Geigenspiel abzulegen, als Tartini ihn dazu aufforderte. Zum größten Erstaunen des Geigers spielte ihm der Teufel im Traum eine Sonate vor, so wunderbar und so schön, daß die kühnste Phantasie eines Menschen nichts Gleichartiges hätte erfinden können; dabei war der Vortrag auch in technischer Hinsicht so vollendet, daß Tartini sich hingerissen, entzückt, verzaubert fühlte. Der Atem verging ihm und — er wachte auf. Noch ganz unter dem Eindruck der im Traum gehörten Töne sprang er aus dem Bett, ergriff sofort seine Geige und versuchte wenigstens etwas von diesem teuflischen Wunderwerk festzuhalten. „Aber es war umsonst", erzählte Tartini Lalande. „Was ich damals komponierte, ist zwar das Beste, was ich geschaffen habe, und ich nenne diese Musik die Teufels-Sonate; doch der Unterschied zwischen ihr und jener, die mich im Traum so ergriffen hatte, ist so groß, daß ich mein Instrument vernichtet und der Musik entsagt haben würde, wenn es mir dadurch möglich gewesen wäre, mich des Genusses, den mir der Traum gewährte, auf immer zu versichern."

 

## Lustige Ecke

Ein tüchtiger Verkäufer.



„Ist er auch anhänglich?"

„Anhänglich? Er wird den letzten Knochen mit Ihnen teilen!"

---

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.